

Jürgen Manemann

DEMOKRATIE UND EMOTION

Was ein demokratisches Wir
von einem identitären Wir
unterscheidet

Aus:

Jürgen Manemann

Demokratie und Emotion

Was ein demokratisches Wir
von einem identitären Wir unterscheidet

September 2019, 126 S., kart., Klebebindung

17,99 € (DE), 978-3-8376-4979-6

E-Book:

PDF: 15,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4979-0

Demokratie ist ein Versprechen: die Herrschaft des Volkes. Das Volk ist aber keine Einheit. Es setzt sich zusammen aus vielen Individuen. Wie kann sich angesichts dieser Verschiedenheit ein demokratisches Wir einstellen, das der Versuchung eines identitären Wir widersteht?

Ein Wir ist immer emotional verfasst. Das identitäre Wir sieht in der Verschiedenheit eine Gefahr. Identitätspolitisch zielt es auf die Einhegung von Pluralität durch Assimilation oder auf ihre Bekämpfung durch Exklusion (Identitäre Bewegung). Seine emotionalen Kräfte sind Stolz und Zorn.

Das demokratische Wir ist plural. Es erkennt die Verschiedenheit der Individuen und des Ganzen an. Es ist ein revolutionäres Wir: Es empowert und verändert das Ich und bringt so die Verhältnisse zum Tanzen. Seine emotionale Verfasstheit beruht wesentlich auf einer Sensibilisierung. Das demokratische Wir steht für eine leidempfindliche und differenzsensible Politik, die nicht bei der Wahrnehmung des eigenen Leids stehen bleibt, sondern empfänglich ist für das Leid Ander*er.

Jürgen Manemann (Prof. Dr.) ist Direktor des Forschungsinstituts für Philosophie Hannover. In seinen Arbeiten setzt er sich u.a. mit gegenwärtigen Herausforderungen des politischen Zusammenlebens und den Folgen der Klimakrise auseinander.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4979-6

© 2019 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

Mit »Wir« beginnen	7
I. Das identitäre Wir	11
1. Das populistische Wir	11
2. Das Identitäre Wir	19
II. Das demokratische Wir	35
1. Das Bekenner*innen-Wir	36
2. Das patriotische Wir	43
III. Demokratiepassion(en)	49
IV. Das radikaldemokratische Wir	67
1. Leidempfindlichkeit	69
2. Differenzsensibilität	74
3. Das Ich im Wir	85
4. Das solidarische Wir	89
5. Das Ereignis-Wir	93
6. Das exzentrische Wir	102
7. Das revolutionäre Wir	104
Unterwegs zu einer radikalen Demokratie	113
Dank	115
Literaturverzeichnis	117

Mit »Wir« beginnen ...

Demokratie – dieses Wort steht für ein Versprechen: die Herrschaft des Volkes. Diese Herrschaft erschöpft sich keineswegs im Wahlakt. Souverän kann das Volk nur sein, wenn die in der Demokratie lebenden Menschen sich selbst, und zwar sowohl kollektiv als auch individuell, regieren können. Kollektive und individuelle Selbstregierung sind unauflösbar miteinander verbunden. Bereits der Platonische Sokrates »kritisiert [...] sowohl den einzelnen, der sich nicht um sich selbst (seine Seele) kümmert, wie menschliche Gemeinschaften, die nicht richtig eingerichtet sind, und parallelisiert in der *Politeia* schlechte Seelenverfassungen mit schlechten Staatsverfassungen«¹. Wer also in der Demokratie etwas verändern will, muss beide Ebenen beachten: Menschen werden nur besser, wenn auch die Gesellschaft, in der sie leben, besser wird. Und eine Gesellschaft wird nur besser, wenn auch die Menschen in ihr bessere Menschen werden.²

Demokratie ist mehr als ein Regime. Sie ist eine Lebensform, und sie ist vor allem eins: ein Ereignis. Wir reden gegenwärtig viel über Systeme, über Institutionen und Strukturen der Demokratie; wir reden aber nicht über Demokratie als Lebensform und erst recht nicht über Demokratie als Ereignis. Demokratische Institutionen sind wichtig, auch wichtig, um Demokratie im Alltag

1 M. Hampe, Philosophie als Therapie. Das Beispiel von Deweys kritischem Pragmatismus, in: E. Schürmann/S. Spankebel/H. Wittwer (Hg.), Formen und Felder des Philosophierens. Konzepte, Methoden, Disziplinen, München 2017, 60-77, 66.

2 Vgl. ebd., 67.

zu leben. Sie helfen, die Lebensform Demokratie zu stabilisieren. Aber zu meinen, Institutionen seien das einzige Fundament der Demokratie, ist gefährlich: Lebensformen können nämlich ohne Institutionen existieren; Institutionen können aber nicht, allenfalls nur kurzfristig, ohne Lebensformen existieren. Wenn wir von Demokratie als Lebensform sprechen, dann geht es um ein Ensemble sozialer Praktiken und Orientierungen, die nicht streng kodifiziert oder institutionell verfasst sind. In den Fokus geraten dann Verschränkungen individueller mit kollektiven Praktiken.³ Durch den Blick auf Demokratie als eine Lebensform tritt der experimentelle Wesenszug der Demokratie hervor. Aber auch die Lebensform Demokratie kann zu bloßen Routinen gerinnen, wenn sie nicht immer wieder durch ein demokratisches Ereignis unterbrochen wird, das einen Neuanfang konstituiert. Nur durch ein solches Ereignis kann Demokratie als Lebensform lebendig bleiben. Geht es doch immer um eine Lebensform als Bewegung, als Tun. Demokratie als Lebensform ist allerdings nur dann eine tätige Form, wenn sie im Ereignis gründet.

Demokratie ist in erster Linie ein Appellbegriff. Sie bezeichnet nicht nur einen Sachverhalt, sondern geht mit einer Aufforderung einher. Über Demokratie lässt sich schwerlich nur reden. Im Reden über sie schwingt, wenn auch häufig unausgesprochen, zwischen den Zeilen, der Wunsch mit, Demokratie möge sein. Es kommt deshalb darauf an, von Demokratie so zu sprechen, dass dieses Sprechen ein Beitrag zur Demokratiewerdung ist. Ein Nachdenken über Demokratie kann sich mithin nicht damit begnügen, die herrschenden politischen und gesellschaftlichen Zustände in den Blick zu nehmen und zu kritisieren. Es muss sich immer auch als Beitrag zur individuellen und kollektiven Existenzmitteilung verstehen, insbesondere in einer Situation, in der Existenz – individuell und kollektiv – bedroht ist. Es reicht folglich nicht aus, über Demokratie zu sprechen. Verlangt ist ein Sprechen, das die Distanz zwischen dem Sagen und dem Gesagten aufbricht. Es ist von »uns« zu sprechen, von denjenigen, die sich als Demokrat*innen verstehen.

3 Vgl. R. Jaeggi, *Kritik der Lebensformen*, Berlin 2014, 77/78.

Es gilt deshalb, mit dem »Wir« zu beginnen. Das ist keine leichte Angelegenheit:

»Der demokratische Plural, ›wir‹, kommt nicht immer leicht über die Lippen oder auf das Papier – das ist ein interessantes Indiz in der Beobachtung der Demokratie. Wann verstehen wir uns als Teil einer kollektiven Identität? Wann können wir ›wir‹ sagen, ohne dass es schmerzt? ›Wir‹ ist die grammatikalische Form demokratischer Herrschaft, in der man konsequenterweise nicht von ›den Politikern‹ oder ›dem Staat‹ reden kann, ohne in Abrede zu stellen, dass man in einer Demokratie lebt. In der Demokratie handeln nicht andere für uns, sondern wir handeln.«⁴

Wer aber ist dieses »Wir«? Am 9. Oktober 1989 »drückte sich dieses ›Wir‹ im Vokabular der Identität aus: Erstmals wendete sich die Formel von ›Wir sind *das* Volk!‹ zu ›Wir sind *ein* Volk!‹ – damals allerdings noch nicht, um die staatliche Einheit Deutschlands zu fordern, sondern um die Beamten der Volkspolizei daran zu erinnern, dass ihnen keine Fremden, sondern die eigenen Verwandten, Nachbarn, Freunde gegenüberstanden. Gegen die falsche Einheit der ›Einheitspartei‹ war damit der Verweis auf das *eine* Volk formuliert.«⁵

Heute rufen Pegida-Anhänger*innen Woche für Woche in Dresden »Wir sind das Volk!«. Das dort reklamierte Wir ist ein identitäres Wir. Es steht für die Homogenisierung des demos: für ethnos.⁶ Die Idee eines identitären Wir ist jedoch nicht nur anti-demokratisch, sondern auch anti-politisch. Der Raum des Politischen ist nämlich immer schon plural konstituiert. Das war bereits für Aristoteles offensichtlich, dem wir das Wort Politik verdanken.

Aristoteles zufolge sind wir Menschen politische Lebewesen. Unser Politischsein hebt sich von der Sozialität der Tiere dadurch ab, dass wir sprach- und vernunftbegabt sind. Mittels der Sprache

4 C. Möllers, Demokratie – Zumutungen und Versprechen, ²2009, 12.

5 F. Heidenreich, Was ist und wie entsteht demokratische Identität?, in: S. Wendel (Hg.), Was ist und wie entsteht demokratische Identität?, Göttingen 2013, 15-31, 15.

6 Vgl. ebd., 16.

können wir uns Vorstellungen vom Richtigen und Falschen, vom Gerechten und Ungerechten machen. Der Streit darüber ist der Motor der Politik. Das Politischsein kommt uns aber nicht von Geburt an zu. Es entsteht erst in einem Zwischenraum, dann, wenn wir anderen Menschen begegnen, die sich von uns unterscheiden, andere Interessen verfolgen und unterschiedliche Ansprüche stellen. Es ist dieses Zwischen, das den Raum des Politischen konstituiert. Ohne die Verschiedenheit der Menschen untereinander gäbe es also gar keine Politik. Die Philosophin Hannah Arendt hat es auf den Punkt gebracht: Wer Pluralität aufhebt, löst Politik auf.⁷ Zur Politik befähigt werden wir durch unsere Leidempfindlichkeit, welche die Voraussetzung dafür ist, nicht nur das eigene Leid, sondern auch das Leid Ander*er wahrzunehmen (der Asterisk steht für die Fallstricke der Rede von Anderen; die Großschreibung für die Alterität).

In liberalen Demokratien ist heutzutage beides, Leidempfindlichkeit und Pluralität, bedroht. Das Empörende ist, dass »der Erfolg des Liberalismus in manchen Ländern das politische Einfühlungsvermögen hat verkümmern lassen«⁸. Dabei steht am Anfang des Liberalismus eine Gefühlsreaktion: ein tiefer Schrecken angesichts der erfahrenen Gewalttaten in den Religionskriegen. Die Furcht vor dieser Gewalt ist der Ursprung des Liberalismus.⁹ Keine andere Politologin hat diesen Zusammenhang so deutlich hervorgehoben wie Judith Shklar. Diese Furcht resultiert Shklar zufolge aus unserer Verletzbarkeit. Bei der Verletzbarkeit des Menschen ist auch heute anzusetzen. Aber durch sie werden wir nicht zuerst auf den »Liberalismus der Furcht« verwiesen, wie Shklar meinte. Gerade angesichts gegenwärtiger Verkümmertendenzen unseres politischen Einfühlungsvermögens reicht diese Perspektive nicht aus. Wir brauchen heute einen radikalen Demokratismus der Mitleidenschaft. Dieser gründet in unserer Leidempfindlichkeit. Mit dem Wir beginnen heißt deshalb, mit den Zuständen unseres politischen Empfindungsvermögens zu beginnen.

7 Vgl. H. Arendt, Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlaß, München/Zürich 1993, 9.

8 J. Shklar, Der Liberalismus der Furcht, Berlin 2013, 31/32.

9 Ebd.

I. Das identitäre Wir

In der Gegenwart lassen sich anti-politische Affekte diagnostizieren, die auf die Zerstörung der Leidempfindlichkeit und der Pluralität abzielen. Ein anti-plurales Wir-Gefühl macht sich breit. Seinen radikalsten Ausdruck findet es im identitären Wir, das immer wieder dadurch in Erscheinung tritt, dass es öffentliche Räume mit Aktionen kurzfristig besetzt. Besetzungen sind das »Markenzeichen der Identitären Bewegung«¹. Das identitäre Wir tritt in zwei unterschiedlichen Formen auf: dem populistischen Wir und dem I(!)dentitären Wir. Dieses Wir sehnt das Volk als Einheit herbei und stellt es als »Eines« vor. Wenn vom identitären Wir die Rede ist, erübrigt sich das Gendersternchen.² Es zeichnet sich nämlich dadurch aus, dass es den Anspruch erhebt, radikal anti-gendergerecht zu sein.

1. Das populistische Wir

Im Fokus des populistischen Wir steht die Idee der Leitkultur. Das AfD-Positionspapier »Leitkultur, Identität, Patriotismus«³, das sich ausdrücklich dieser Idee widmet, beginnt mit einem konkreten Anlass:

1 M.A. Müller, Kontrakultur, Schnellroda²2017, 39.

2 Im Text fehlt das Gendersternchen, wenn ich mich auf Aussagen und Perspektiven des identitären Wir beziehe.

3 Leitkultur, Identität, Patriotismus. Ein Positionspapier der AfD-Fraktion im Thüringer Landtag als Beitrag zur Debatte um die deutsche Leitkultur, Erfurt

»Im Mai 2017 schrieb die damalige SPD-Integrationsbeauftragte des Bundes, Aydan Özuguz: »Eine spezifisch deutsche Kultur ist, jenseits der Sprache, schlicht nicht identifizierbar«. Diese Behauptung offenbart nicht nur einen bizarren Mangel an Bildung, sondern auch die politische Agenda, die Özuguz – die hier stellvertretend für viele Politiker von der CDU bis zur Linkspartei steht – verfolgt.«

Wer deutsche Kultur so verstehe, kenne keinen Grund mehr, vom deutschen Volk zu sprechen und stehe deshalb für die »Abschaffung Deutschlands«. Das Papier beginnt bewusst nicht mit einer eigenen positiven Bestimmung des Begriffs Leitkultur. Es beginnt mit einer Negation, die ein Feindbild an den Anfang der eigenen Positionierung stellt: die deutsche Sozialdemokratin und Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration, Aydan Saliha Özoğuz, deren Eltern als »Gastarbeiter« nach Deutschland kamen. Dieses Feindbild soll den Lesern als hermeneutischer Schlüssel dienen, um die Ausführungen zur Leitkultur von Beginn an im Zusammenhang einer Freund-Feind-Unterscheidung zu verstehen. Es verwundert nicht, dass auch die anschließenden einführenden genealogischen Bemerkungen zur Debatte über die Leitkultur den Zweck verfolgen, den Begriff unauflösbar mit einem Ausnahmezustand zu verbinden: die »Masseneinwanderung aus außereuropäischen, insbesondere muslimischen Kulturen«. Dadurch soll ein Bedrohungsgefühl ausgelöst werden, welches die Voraussetzung dafür ist, den Begriff Leitkultur als einen Kampfbegriff auszuweisen, der nun gegen Relativismus und Multikulturalismus in Stellung gebracht wird. Die mit diesen Begriffen verbundenen politischen Projekte hätten keine Antwort auf den »Zustrom von Fremden, die mit der europäischen und deutschen Lebensweise nicht vertraut sind und diese in Teilen sogar geringschätzen und zurückweisen«. Demgegenüber stehe »Leitkultur« für klare Orientierung. Sie sei das »Unverhandelbare« (Lothar de Maizière). Selbstverständlich sei auch die Verfassung von großer Bedeutung. In dem Papier wird ihr allerdings im Blick auf die deut-

2018. Die folgenden Zitate finden sich auf den Seiten 6, 7, 15, 16, 17, 18, 24, 27, 29-30, 37, 44.

sche Leitkultur eine nachrangige Bedeutung zugewiesen, sei sie doch das Resultat einer spezifischen Nationalgeschichte: »Ohne die Nationalgeschichte bliebe die jeweilige Verfassung nicht nur unverständlich, sondern könnte gar keine Wirklichkeit gewinnen.« Deshalb sei auch die Idee eines Verfassungspatriotismus ohne die Behauptung einer deutschen Leitkultur leer.

Das sei den Verfechtern der Idee des Verfassungspatriotismus auch bewusst und so versuchten sie, diese Leerstelle durch die Reklamation von Werten zu füllen. Bei diesen Versuchen sei jedoch äußerste Vorsicht geboten, da der Rekurs auf Werte häufig missbraucht würde, um Andersdenkende zu diskriminieren, und leicht in eine »Tyrannei der Werte« (N. Hartmann) münde. So ziele beispielsweise die Forderung nach Vielfalt »auf die Durchmischung der Bevölkerung mit Personengruppen anderer Hautfarbe« ab. Dieser Forderung »dürfte nicht zuletzt die Verachtung des Eigenen in Form einer Verachtung der eigenen (weißen) Hautfarbe (oder des ›Weißseins‹) zugrunde liegen«.

In dem Papier wird einer statischen Vorstellung von Identität eine Absage erteilt. Identität bleibe immer ein Stück weit rätselhaft. »Folglich lässt sich eine Identität niemals abschließend oder erschöpfend beschreiben, definieren oder festlegen.« Schließlich werden diverse Bestandteile deutscher Identität aufgelistet:

»Von allergrößter Bedeutung ist [...] die deutsche Sprache als identitätsbildender Faktor. Was sodann die deutsche Identität ausmacht, manifestiert sich in geographischen Orten und historischen Daten, in Bauwerken und Denkmälern, in Bildern, Emblemen und Symbolen, in literarischen Werken, in Liedern und Gedichten, in repräsentativen Personen, in Traditionen, in Festen und nicht zuletzt in mythischen Erzählungen sowie in der besonderen Ausprägung bestimmter Tugenden, in denen sich die Eigentümlichkeiten des Nationalcharakters zeigen. In alledem kommt die deutsche Seele zum Ausdruck, spiegeln sich Mentalität, Sichtweisen, Wahrnehmungen und Gefühle, die das prägen, was uns als Gemeinschaft ausmacht.«

Eine deutsche Leitkultur gebe es nicht ohne ein historisches Bewusstsein, das die eigene Geschichte nicht verachte: »Erst der ge-

lebte Rekurs auf die gemeinsame Geschichte, auf das nationale kollektive Gedächtnis ermöglicht die Bildung eines ›Wir‹ jenseits der individuellen Bedürfnisse des ›homo oeconomicus‹; ein ›Wir‹ ohne das es den demokratischen Staat gar nicht geben kann.« Die Idee der Leitkultur wird schließlich mit einer ethnoplural getönten Perspektive verbunden: »Tatsächlich schließen sich die Pluralität der Nationen einerseits und der Begriff einer universalen Menschheit nicht aus, sofern der Begriff der Menschheit nicht falsch verstanden wird. Die Menschheit ist nicht die globale Gesamtheit aller gerade lebenden Individuen, sondern sie begegnet in der Vielzahl der historischen Völker und Kulturen, in denen sich die Individuen entfalten und entwickeln.« Soweit zu dieser Positionsbestimmung.

Rechtspopulistische Parteien und deren Vorsitzende treten mit dem Anspruch einer »direkten Repräsentation« (Nadja Urbinati) auf. Sie behaupten, den Volkswillen zu identifizieren und zu vollstrecken. Dieser Anspruch beruht auf der Vorstellung einer Identität von Regierenden und Regierten.⁴ Einer solchen Deutung wird zwar von dem Fraktionsvorsitzenden der AfD-Bundestagsfraktion, Alexander Gauland, widersprochen: Die AfD sei gegen das Establishment – ja, aber sie repräsentiere nicht das Volk.⁵ Hier handelt es sich allerdings um einen performativen Selbstwiderspruch, denn im selben Text, in dem er diese Deutung bestreitet, beschreibt er die AfD als eine populistische Partei, wobei er zuvor ausdrücklich hervorhebt, dass bereits im Begriff Populist das Wort Volk stecke. In diesem etymologischen Verweis klingt ein Anspruch an, der genau für das steht, was Gauland bestreitet. Ebenso unterstreicht die Rhetorik des Textes mit jeder Zeile das Anliegen. Wenn Populismus eine Selbstbezeichnung der AfD ist, dann steckt in dieser auch die Behauptung, das Volk zu sein.

Das populistische Wir ist ein homogenes, auf Selbsterhaltung ausgerichtete Wir. So kann Gauland sagen:

»Meine Damen und Herren, in nahezu jeder Rede während des Bundestagswahlkampfes habe ich den großen Philosophen und

4 Vgl. J.-W. Müller, Was ist Populismus? Ein Essay, Suhrkamp E-Book, Pos. 617, 773.

5 Vgl. A. Gauland, Populismus und Demokratie, in: Sezession 88/2019, 14-21.

Freigeist Baruch Spinoza mit dem Satz zitiert, sich selbst im Sein zu erhalten sei das erste und einzige Prinzip der Individuation: Das gilt für Personen und für Völker. Das elementare Bedürfnis eines Volkes besteht darin, sich im Dasein zu erhalten. Das ist im Grunde unser Parteiprogramm in einem Satz. Es geht uns einzig um die Erhaltung unserer Art zu leben.«

Das populistische Wir strebt laut Gauland jedoch keine Identität im Sinne ethnischer Reinheit an: »Völker sind nichts Statisches, sie nehmen Fremdes auf und verändern sich dadurch, und wenn dieser Prozeß der Einverleibung und wechselseitigen Prägung allmählich stattfindet, ist nichts dagegen zu sagen.« Wichtig ist hier die Körpermetapher »Einverleibung«. Sie demonstriert: Das populistische Wir schließt ein und gleichzeitig ausdrücklich aus, und zwar in negativer Anschärfung. Das drückt sich vor allem in der politischen Rhetorik aus, mit der es eingerahmt wird, und in dem Sound des Ex-Klusiven, mit dem es unterlegt wird. Es ist ein gewaltaffines identifizierendes Wir, das sich antagonistisch bestimmt: Sesshafte gegen Nomaden, Somewheres gegen Anywheres, Volk gegen Elite, nationale Arbeiterschaft und nationales Bürgertum gegen globalistische Klasse.

Der Literaturwissenschaftler Heinrich Detering hat nachgewiesen, dass das populistische Wir fast immer negativ bestimmt wird und sich in »Hassfloskeln« artikuliert.⁶ Seine Analyse offenbart den diskriminierenden Grundzug des populistischen Wir, den seine Vertreter*innen oft mit vermeintlich unschuldig vorgetragene ethnopluralen Positionen zu kaschieren versuchen. Andere Völker werden als »kulturfremde Völker« (Alice Weidel) bezeichnet. Solche Aussagen sind vor dem Hintergrund anderer Äußerungen zu deuten, etwa derjenigen, dass die nach Deutschland geflüchteten Muslim*innen »Kopftuchmädchen und Messermänner« sei-

6 Vgl. zu den folgenden Ausführungen und Zitationen: H. Detering, Zur Rhetorik der parlamentarischen Rechten – »Wer ist wir?«, Vortrag auf der Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken am 23./24. November 2018, in: <https://www.zdk.de/veroeffentlichungen/reden-und-beitraege/detail/Impulsvortrag-Zur-Rhetorik-der-parlamentarischen-Rechten-Wer-ist-wir-Prof-Dr-Heinrich-Detering--4135/> (Stand: 22.04.2019).

en. »Kulturfremde Völker« stehen demnach nicht für eine andere Kultur, sondern dafür, gar keine Kultur zu besitzen. Im klassischen Griechenland hießen diese Gruppen »die Barbaren«. Diese Völker fallen dann aber aus der ethnopluralen »Toleranz« heraus. Die Behauptung des Identitären Aktivistin Mario Alexander Müller, dass der Ethnopluralismus jeder Kultur ihren angestammten Ort zugestehe und sich folglich auch »der chauvinistische Rassismus und der antisemitische Fetisch« erübrigten, stimmt deshalb nicht.⁷ Wohlgemerkt: Müller spricht nicht davon, dass sich Rassismus und Antisemitismus erübrigen würden, sondern lediglich »der chauvinistische Rassismus und der antisemitische Fetisch«.

Die rassistische Grundierung des populistischen Wir ist offensichtlich.⁸ So werden Metaphern benutzt, die nahtlos aus dem Bereich der Kultur in den der Biologie übergehen. Dadurch wird ein »Wir« reklamiert, das »hier verwurzelt [ist, J.M.], naturwüchsig, ein Volk wie ein Baum; die Volks-Fremden werden uns aufgepfropft als biologisch fremde Triebe. Die Metapher ist in ihrem Kern rassistischer, als man es ihr ansieht.« – so Detering im Blick auf eine Rede von Gauland, in der dieser der »Kanzler-Diktatorin« vorwirft, dass sie das deutsche »Volk völlig umkrepelt und viele fremde Menschen uns aufpfropft«.

Das populistische Wir wird vom Hass angetrieben. Hass wird sogar ausdrücklich gerechtfertigt. So sagt Gauland: »Hass ist keine Straftat und hat zweitens in der Regel Gründe.« Detering legt scharfsinnig die rhetorische Perfidie dieses Satzes offen. Der Satz »baut auf die vermeintliche Evidenz des Banalen, meint aber etwas Anderes. ›Hass ist erstens keine Straftat und hat zweitens in der Regel Gründe‹ meint: Begründeter Hass erzeugt begründete Straftaten. Und am Ende sind es dann nicht einmal Straftaten gewesen, sondern nur Ausdruck der berechtigten ›Empörung über die Folgen der Einwanderungspolitik der Kanzlerin‹ und Ausübung des Rechts auf Versammlungsfreiheit.«

Gauland versucht immer wieder, die Emotion des Zorns gegen das System und ihre Repräsentant*innen und die des Stolzes auf die

7 M.A. Müller, Kontrakultur, Schnellroda ²2017, 79.

8 Ich orientiere mich weiter an H. Detering, Rhetorik.

Geschichte des Nationalsozialismus zu wecken. Die Franzosen und die Briten seien stolz: stolz auf Napoleon, Lord Nelson und Churchill. Detering weist am Satzbau der Rede Gaulands nach, dass es hier nicht um den Stolz auf die »Leistungen deutscher Soldaten in zwei Weltkriegen« geht, sondern von Gauland an dieser Stelle nur der Stolz auf Adolf Hitler gemeint sein kann.

Der Fraktionsvorsitzende der AfD im Thüringer Landtag, Björn Höcke, gliedert aus dem Volks-Wir die von ihm diffamierten Parteien, Gewerkschaften und Kirchen aus. An seinen Aussagen kann Detering demonstrieren, dass das populistische Wir auf einem Führerprinzip beruht:

»Bemerkenswert an Höckes Dresdner Rede scheint mir aber nicht nur das, was er sagt, sondern auch der Redegestus, in dem er das tut. Die Instanz, auf deren Autorität er seine Behauptungen baut, ist keine Ideologie oder politische Bewegung. Sondern diese autoritative Instanz ist allein er selbst. Je länger er spricht, desto intensiver grenzt er nicht nur ›die dort‹ von ›uns hier‹ ab, sondern auch ›euch‹ von ›mir‹. Er, der Einzelne, besitzt die Fähigkeit, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft souverän zu überblicken und alle Täuschungen zu durchschauen; und er besitzt infolge dieser Fähigkeit die Vollmacht, uns, den Vielen, den Weg zu weisen, ja ausdrücklich Weisungen zu erteilen: ›ich will es euch nicht leicht machen. Ich weise euch einen langen und entbehrungsreichen Weg. Ich weise dieser Partei einen langen und entbehrungsreichen Weg.‹ Das ist das Führerprinzip, geronnen zur autoritären Syntax.«

Wer ernsthaft nach der Identität suche, so Detering, der werde sie in der gemeinsamen Sprache finden: »Es sind die in dieser Sprache formulierten Weltansichten, Religionen, Lebensweisen und Anschauungen aller in dieser Sprache über Räume und Zeiten hinweg verbundenen Menschen, und zwar in eben der Vielfalt der Identitäten, die ihr Reichtum und ihr Glück ist.« Mit dieser Aussage leitet Detering einen Vorfall ein, der die Klammer dieses Kapitels über das populistische Wir bildet und mit dem das Positionspapier zur Leitkultur beginnt:

»Genau diesen Gedanken [die Identität einer nationalen Kultur liegt in ihrer gemeinsamen Sprache, J.M.] nun hat am 14. Mai 2017 die Integrationsbeauftragte der deutschen Bundesregierung wiederholt [...]. »Eine spezifisch deutsche Kultur«, schrieb sie in der taz, »ist, jenseits der Sprache, schlicht nicht identifizierbar.« In der Sprache aber, da existiert sie eben, da ist sie lebendig, in der Vielfalt all ihrer Varianten. Nun ist die Integrationsbeauftragte Aydan Özoguz aber eine deutsche Staatsbürgerin, die aus einer türkischen Familie stammt, und dieser Umstand hat ihren Satz in den Ohren von Höckes völkisch-rassistischen Truppen wie Hohn klingen lassen. Vor AfD-Anhängern im Eichsfeld hat Alexander Gauland über Frau Özoguz bemerkt: »Ladet sie mal ins Eichsfeld ein, und sagt ihr dann, was spezifisch deutsche Kultur ist. Danach kommt sie hier nie wieder her, und wir werden sie dann auch, Gott sei Dank, in Anatolien entsorgen können.« Nicht nur das »entsorgen« sollte hier aufhorchen lassen, das für Schlagzeilen und nachträgliche Relativierungen sorgte, sondern noch zwei andere Aspekte. Erstens: Warum wird Frau Özoguz, wenn ihr von den Bewohnern des Eichsfeldes gezeigt worden ist, »was spezifisch deutsche Kultur ist«, anschließend »nie wieder her« kommen? Welches Spezifikum der spezifisch deutschen Kultur sollte hier der Frau Özoguz vermittelt werden? Welcher Art ist diese Vermittlung, wenn die Adressatin anschließend »entsorgt« werden muss? Und zweitens: Wer ist das »wir«, das Frau Özoguz »in Anatolien entsorgen« will? Es sind, folgt man dem Text, die Vertreter jener spezifisch deutschen Kultur. Sie gleichen zum Verwechseln Bandenmitgliedern, die es ihren Opfern erst richtig zeigen, sie dann erledigen und schließlich entsorgen. Nein, Gaulands Sprache ist auch hier wahrhaftig nicht die Sprache Goethes und Fontanes. Sie ist bloß der schlecht verkleidete Jargon von Gangstern.«

Wer ein moralisch reines, homogenes Volk reklamiert und alle Ander*en, die nicht dazugehören, als unmoralisch, korrupt und parasitär verteufelt, bereitet der Anti-Politik den Boden.⁹ Wer mit dem Ausruf »Wir sind das Volk« zum Ausdruck bringen will, dass

9 Vgl. J.-W. Müller, Populismus, Pos. 443.

Menschen anderer Religionen und Kulturen, dass Menschen, die andere Ansichten vertreten, nicht zum Volk gehören, zerstört den Raum der Vielheit. Und wenn eine Partei insinuiert, nichts weniger als das Volk zu repräsentieren¹⁰, dann wird der konstitutive Raum des Politischen, der Raum des Zwischens, vernichtet und mit ihm Politik. Dieser anti-plurale Affekt, der sich in der Gegenwart ausbreitet, beseitigt die Grundlage von Politik: Pluralität. Die emotionale Grundkraft dieser Anti-Politik ist der Hass, der gegen jegliche Form mitfühlender Empathie in Stellung gebracht wird.

2. Das Identitäre Wir

Die Identitäre Bewegung startete im deutschsprachigen Raum unter dem Kürzel: W.I.R. (Wiens Identitäre Richtung).¹¹ Zur »Identitären Bewegung Österreichs« wurde diese Gruppe erst nach der Besetzung einer im Bau befindlichen Moschee in Poitiers durch 60 junge Franzosen am 20. Oktober 2012, die die Parole riefen: »732 – Génération Identitaire«¹²: »Siebenhundertzweiunddreißig, das war das Jahr, in dem der fränkische Feldherr Karl Matell bei ebendieser Stadt, in der nun eine Moschee errichtet werden sollte, den Feldherrn Abd ar-Rahman geschlagen und die islamische Invasion zurückgedrängt hatte.«¹³ Das Identitäre Wir gründet in einem anti-islamischen Affekt. Es ist das Wir der »Jugend ohne Migrationshintergrund«: »Wir sind die Jugend, die für einen falschen Blick, eine verwehrte Zigarette oder bei dem Versuch, einen Streit zu schlichten, totgetreten wird. Die Jugend, die den Preis bezahlen muß für eine Entscheidung, an der sie nie beteiligt wurde.«¹⁴ Dieses Bedrohungsszenario wird von dem Identitären Denker Götz Kubitschek zum Ausnahmezustand stilisiert: Das bunte Wir, das

¹⁰ Vgl. ebd., Pos. 462.

¹¹ Vgl. M. Sellner, Identitär! Geschichte eines Aufbruchs, Schnellroda ³2019, 16.

¹² Vgl. M.A. Müller, Kontrakultur, 94, und M. Sellner, Identitär! Geschichte eines Aufbruchs, Schnellroda ³2019, 7 (Sellner spricht von 40 Aktivisten).

¹³ M.A. Müller, Kontrakultur, 94.

¹⁴ Ebd., 138.

Liberale und Linke so gerne adressierten, sei keineswegs ein friedfertiges Wir,

»sondern aggressiv bis zur offenen Gewalt, vor allem dort, wo sich eine starke ausländische Unterschicht in zweiter oder schon dritter Generation eingerichtet hat, ohne assimiliert zu sein, und ständig aufwachsend durch den Zugang hungriger dritter, vierter Söhne. Die deutschen Jugendlichen, die mancherorts längst in der Unterzahl sind, haben der offenen Gewalttätigkeit türkischer, arabischer, kurdischer Jugendbanden nichts entgegenzusetzen. Sie werden beleidigt, gedemütigt, verfolgt, bedroht, erpreßt, mißhandelt, verprügelt, krankenhausreif geschlagen, mitunter lebensgefährlich verletzt, und ab und an wird auch einer totgeschlagen.«¹⁵

Das Identitäre Wir nennt sich ethnoplural. Was das heißt, erläutert der Identitäre Aktivist Mario Alexander Müller in der »Zeit«:

»Was ist denn das, nichtdeutsch?

›Das ist eine Frage der ethnokulturellen Identität.«

Ein Sohn türkischer Eltern, der in Stuttgart geboren und dort zur Schule gegangen ist, seit Jahrzehnten in Deutschland lebt, kann der deutsch sein?

›Nein, kann er nicht. Ich kann ja auch einen Hund nicht einfach Katze nennen.«¹⁶

Das ethnoplurale Wir sieht sich als Teil eines Pluriversums der Völker.¹⁷ Die Idee des Ethnopluralismus ist Teil des Kampfes um die kulturelle Hegemonie. In diesem Kampf knüpft die Neue Rechte

15 G. Kubitschek, Provokation, Schnellroda ²2018, 10.

16 M.A. Müller, in: L. Frehse/P. Middelhoff, Identitäre Bewegung. Keinen! Meter! Weichen!, in: DIE ZEIT Nr. 15/2018. Vgl. dazu auch: S. Heide, Im Kampf gegen den Zeitgeist. Das Identitäre Zentrum in Halle, in: A. Speit (Hg.), Das Netzwerk der Identitären: Ideologie und Aktionen der Neuen Rechten (Politik & Zeitgeschichte), (Ch. Links E-Book), 81.

17 Die folgenden Ausführungen zum Ethnopluralismus entlehne ich meinem Beitrag in: J. Manemann/Y. Arisaka/V. Drell/A.M. Hauk, Prophetischer Pragmatismus. Eine Einführung in Cornel West, München ²2013, 71-75.

und mit ihr dann später die Identitäre Bewegung nicht mehr bei Vorstellungen der »Rasse« an, sondern widmet sich dem Kulturbegriff. Der Grund für diesen Wechsel ist das Scheitern der NPD, welches auf einen veralteten Nationalismus zurückgeführt wird, der immer wieder eine zu starke Nähe zum Nationalsozialismus aufweist. Ausgehend von den gerade von Studierenden positiv beurteilten Entkolonialisierungsprozessen thematisiert man deshalb die Aspekte »Identität« und »Selbstfindung«. In diesem Zusammenhang werden nun ethnoplurale Konzepte entwickelt, die die Kulturen nicht als einander über- oder unterlegen betrachten, sondern sie in ein komplementäres Verhältnis zueinander setzen. Wichtig ist dabei die Vermittlung der Vorstellung, dass Identitätsbildung notwendigerweise Absetzung voraussetze. »Kultur« und »Rasse« werden in diesen Entwürfen zu changierenden Begriffen. Als ursächlich für die Entfremdung der Identität wird die moderne Welt betrachtet. Immer wieder wird in diesen Zusammenhängen ein kausaler Nexus hergestellt zwischen kulturellen Entfremdungen und dem Universalismus von Christentum, Judentum, kapitalistischem Liberalismus und Marxismus. Hier spiegelt sich deutlich der Einfluss der Nouvelle Droite und ihres einflussreichsten Denkers, Alain de Benoist, wider.¹⁸

Die Idee des Ethnopluralismus ist eine Tarnstrategie. Wie man strategisch vorgeht, wird beispielsweise sehr gut in einem Beitrag aus dem Jahr 1973 in der Zeitung »LA-PLATA-RUF«, herausgegeben von Wilfried von Oven, dem ehemaligen Goebbels-Adjutanten, illustriert:

»Wir müssen unsere Aussagen so gestalten, dass sie nicht mehr ins Klischee des ›Ewig-Gestrigen‹ passen. Eine Werbeagentur muß sich auch nach dem Geschmack des Publikums richten und nicht nach dem eigenen. Und wenn kariert Mode ist, dann darf man kein Produkt mit Pünktchen anpreisen. Der Sinn unserer Aussagen muß freilich der gleiche bleiben. Hier sind Zugeständnisse an die Mode zwecklos. In der Fremdarbeiter-Frage etwa erntet man mit

18 Vgl. J. Manemann, Carl Schmitt und die Politische Theologie. Politischer Anti-Montheismus, Münster 2002, 38/39.

der Argumentation ›Die sollen doch heimgehen‹ nur verständnisloses Grinsen. Aber welcher Linke würde nicht zustimmen, wenn man fordert: ›Dem Großkapital muß verboten werden, nur um des Profits willen ganze Völkerscharen in Europa zu verschieben.‹ Der Sinn bleibt der gleiche: Fremdarbeiter raus! Die Reaktion der Zuhörer aber wird grundverschieden sein.«¹⁹

Das Identitäre Wir grölt heute nicht: »Ausländer raus!«, sondern entwirft ethnoplurale Konzepte. Die Verschiedenheit der Völker gelte es zu respektieren, deshalb solle man die Völker nicht entwurzeln.²⁰ Grenzverwischungen seien zu vermeiden, die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen anzuerkennen.²¹ Zugrunde gelegt wird ein essentialistisches Kulturverständnis, in dem Kulturen als quasi-naturwüchsige Gebilde erscheinen, die man nur um den Preis der eigenen Identitätsaufgabe verändern könne.²² Der Begriff »Ethnopluralismus« soll den offensichtlichen Rassismus des Identitären Wir verdecken. Dazu dienen auch ethnoplurale Phrasen, so etwa »100 % Identität – 0 % Rassismus«²³.

Am Anfang der Genese des Identitären Wir stehen als Anti-Figuren nicht die Frauen, die Schwulen, die Lesben, auch nicht die Transpersonen oder Interpersonen. Am Anfang steht der Feind und der Denker der Feindschaft par excellence: Carl Schmitt, der soge-

19 So die Autorin »Thora« Ruth (»Thora« Pedersen), in: M. Dietzsch, Zwischen Konkurrenz und Kooperation. Organisation und Presse der Rechten in der Bundesrepublik, in: S. Jäger (Hg.), Rechtsdruck. Die Presse der Neuen Rechten, Berlin/Bonn 1988, 31-80, 33/34.

20 Vgl. F. Hundseder, »Neue Rechte« – Durch Eliten zum Erfolg?, in: »Neue Rechte«. Was steckt dahinter? Materialien zum Rechtsextremismus. Bd. 1, Düsseldorf² 2000, 6-9, 7.

21 Vgl. U. Worm, Programmatik und Ideologie der »Neuen Rechten«, in: »Neue Rechte«, 10-12, 11.

22 Vgl. A. Pfahl-Traughber, »Konservative Revolution« und »Neue Rechte«. Rechtsextremistische Intellektuelle gegen den demokratischen Verfassungsstaat, Opladen 1998.

23 Zit. n.: A. Speit, APO von rechts? Vorwort, in: Ders. (Hg.), Das Netzwerk der Identitären. Ideologie und Aktionen der Neuen Rechten, Berlin 2018, 11.

nannte »Kronjurist des III. Reiches« (Waldemar Gurian).²⁴ Schmitt ist der Startheoretiker der Neuen Rechten und der Identitären Bewegung. In dem Handbuch der Identitären Bewegung »Kontrakultur« widmet Müller Schmitt nicht nur einen eigenen Beitrag. In dem Buch gibt es diverse Bezüge auf Schmitt: Souveräne Politik, so heißt es dort, sei nur möglich, »wenn eine Gemeinschaft (ein Staat) zwischen einem *Wir* und einem *die Anderen* unterscheidet. Das bedeutet, daß sich Staat und Staatsvolk unmittelbar gegenseitig definieren, und zwar in Abgrenzung zu allem, was sich von ihnen unterscheidet. Der Staat im Sinne Schmitts ist damit ein weitgehend homogener Nationalstaat, denn nur in ihm ist eine größtmögliche Identität von Herrschern und Beherrschten sichergestellt.«²⁵ Für Müller ist Schmitt ein »Ethnopluralist *avant a lettre*«²⁶. Aber seine Feindtheorie sei frei von allen Diskriminierungen, da Schmitt den Feind nicht herabwürdige. Schmitt bringt Müller zufolge das, was Identitäre Essenz ausmacht, auf den Punkt: »Dadurch daß ein Volk nicht mehr die Kraft oder den Willen hat, sich in der Sphäre des Politischen zu halten« – sprich: zwischen sich und den anderen Völkern zu unterscheiden – »verschwindet das Politische nicht aus der Welt. Es verschwindet nur ein schwaches Volk.«²⁷ Demokratie bedeutet in diesem Verständnis »identitäre Demokratie«, das heißt: »homogene »Volksdemokratie«²⁸.

Wer von Carl Schmitt spricht, der darf vom Feind nicht schweigen. Und es verwundert schon sehr, dass »Feind« als Stichwort im Handwörterbuch der Identitären nicht vorkommt. Das könnte zwei Gründe haben: Erstens, man möchte den Leser nicht verschrecken; zweitens, die Auseinandersetzung mit dem Feind würde die anti-plurale Grunddimension des Ethnopluralismus in ihrer kriegerischen Dimension nur allzu offenbar werden lassen. Für Schmitt

24 Vgl. J. Manemann, Carl Schmitt, in: H.-R. Schwab (Hg.), Eigensinn und Bindung. Katholische deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhundert. 39 Portraits, Kevelaer 2009, 215-234.

25 M.A. Müller, Kontrakultur, 258.

26 Ebd.

27 Ebd., 259.

28 Ebd., 60.

wäre es naiv gewesen zu meinen, man könne seine Ich-Identität und seine Wir-Identität, welche für ihn diejenige des Volkes war, retten, ohne sich zu klassifizieren, und das heißt, ohne sich durch einen Feind zu klassifizieren.²⁹ Wer wissen möchte, wer er ist, der müsse wissen, wer er nicht ist und gegen wen er ist. Deswegen ist der Gedanke des Feindes für ihn fundamental. Schmitt zufolge gibt es ohne die Unterscheidung von Freund und Feind kein politisches Handeln. Ein Volk, das zu dieser Unterscheidung nicht mehr fähig ist, sei zum Untergang verdammt.³⁰

Das Politische steht bei Schmitt für radikale Anti-Pluralität. Der Pluralismus der Staatenwelt, den Schmitt mit dem Begriff des Pluriversums bezeichnet, muss vor dem Hintergrund seines Begriffs des Politischen interpretiert werden. Von der Unterscheidung von Freund und Feind leitet er alle essentiellen Beziehungen ab. Und so glaubt er, das Politische als das Totale erkannt zu haben. Für Schmitt liegt dieser Zusammenhang klar und deutlich vor Augen. Nur wer seine Identität in der Auseinandersetzung mit dem Feind bestimme, verfallt nicht in den Selbstbetrug, denn »der echte Feind läßt sich nicht betrügen«³¹. Nur Freunde betrügen einander. Wer also wissen wolle, wer er ist, frage am besten seinen Feind. Und so verweist Schmitt auf Theodor Däublers Ausspruch: »Der Feind ist unsre eigne Frage als Gestalt.«³²

Für den Identitären Denker Schmitt ist Selbsterkenntnis nur möglich durch denjenigen, der in der Lage ist, das Ich infrage zu stellen: der Feind. Es sei allein der Feind, der den Betrug verweigere. Aber: Sich selbst infrage stellen vermöge eigentlich nur das Ich. Deswegen sei auch der Feind, der mich infrage stellen könne, nicht einfach der Andere, sondern immer auch mein Bruder, ein

29 Vgl. C. Schmitt, *Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947-1951*, Berlin 1991, 36. Die folgenden Ausführungen zur Feindschaft bei Carl Schmitt habe ich meinem Buch »Über Freunde und Feinde. Brüderlichkeit Gottes, Kevelaer 2008, 21-24« entnommen.

30 Vgl. C. Schmitt, *Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien*, Berlin 1987, 54.

31 Ders., *Glossarium*, a.a.O., 213.

32 Zit. n.: Ebd.

Alter Ego.³³ Der Feind besitze die Fähigkeit, mich infrage zu stellen, weil er mir ähnlich sei. Aus diesem Grund sind Brüderlichkeit und Feindschaft für Schmitt keine Gegensätze, sondern zwei Seiten einer Medaille. Dieser Zusammenhang ist für ihn der Dreh- und Angelpunkt menschlichen Zusammenlebens schlechthin: »Adam und Eva hatten zwei Söhne, Kain und Abel. So beginnt die Geschichte der Menschheit. So sieht der Vater aller Dinge aus. Das ist die dialektische Spannung, die die Weltgeschichte in Bewegung hält, und die Weltgeschichte ist noch nicht zu Ende.«³⁴

Feindschaft ist nicht mit Gegner*innenschaft zu verwechseln. Laut Schmitt geht Feindschaft mit der Möglichkeit der physischen Vernichtung des Feindes einher. Von hier aus wird auch der Nachsatz verständlich, der auf die Aussage folgt, dass der Feind »unsre eigne Frage als Gestalt« sei: »Und er wird uns, wir ihn zum selben Ende hetzen.«³⁵

Carl Schmitt sieht in dieser Radikalität einen tieferen Sinn. Er schlussfolgert, dass gerade der von ihm entwickelte Feindbegriff nicht in den Gewaltexzess münde, sondern die Hegung des Konflikts garantiere. Der Feindbegriff sei nicht nur ein Erkenntnis-, sondern auch ein Anerkennungsbegriff³⁶, vermittele er doch die Einsicht, dass die Tötung des Feindes die Tötung des Bruders sei, und, weil der Bruder ein Alter Ego sei, immer auch zugleich einen Akt der Selbstverstümmelung darstelle. Durch diese Erkenntnis werde die Gewalt in Grenzen gehalten, der Konflikt gehegt.

Es lassen sich durchaus Beispiele finden, in denen der Bruder als Feind und der Feind als Bruder die negative Bürgerschaft der eigenen Identität übernimmt. Dennoch ist ein derartiges Verfeinerungsverhältnis nicht wirklich ein Anerkennungsgeschehen, da der Andere in einem Zirkel als der anzuerkennende Andere erscheint.

33 Vgl. H. Meier, Die Lehre Carl Schmitts. Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie, Stuttgart/Weimar 1994, 78.

34 C. Schmitt, Glossarium, 238.

35 Ebd., 213.

36 Vgl. J. Manemann, Politische Theologie. Es sei hier darauf hingewiesen, dass diese Zusammenhänge von Schmitt erst nach 1945 entwickelt wurden und als Exkulpationsstrategien gelesen werden können.

Der Feind ist der anzuerkennende Andere nur, weil und insofern er die *eigene* Frage als Gestalt ist. Eine solche Klassifizierung dient aber gerade nicht der Selbsterkenntnis, wie behauptet wird. Das diesem Denken zugrunde liegende erkenntnistheoretische Axiom lautet: »Gleiches erkennt einander«; das ihm korrespondierende kommunikionale Prinzip: »Gleich und gleich gesellt sich gern.« Gerechtigkeit wird von hier aus folgendermaßen verstanden: »Gleiches muß mit Gleichem vergolten werden: Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem.«³⁷ Die Begegnung mit Gleichen fordert nun aber keineswegs, wie Schmitt behauptet, zur kritischen Selbstdeutung heraus. Im Gegenteil! Sie ist Bestätigung. Das hermeneutische Prinzip lautet: Gleiches erkennt einander. Ein solches Denken verhält sich gänzlich indifferent gegenüber den Ansprüchen Andere*r.

Theoretiker der Feindschaft sehen im Krieg einen Naturzustand. Als Naturzustand sei Feindschaft ein Faktum, das niemand aus der Welt schaffen und das man auch nicht ungestraft vergessen könne, dem man standhalten müsse. Feindschaft hat in diesem Sinne keinen Grund; sie entsteht einfach. Sie ist. Identitäre sehen sich als ausgeprägte Realitätspolitiker. Sie wünschen sich die Welt nicht anders, als sie ist. Sie intendieren nicht Veränderung, Infra-gestellung, nicht den Neuanfang, sondern sind Garanten des Erhalts der gewaltinhärenten Beziehung zwischen Freund und Feind. Ihren besonders grausamen Ausdruck findet diese Feindschaft Schmitt zufolge im Bürgerkrieg, der sich zwischen Nachbarn und Brüdern abspielt. Der Bürgerkrieg als Bruderkrieg komme aus dem Inneren.³⁸ Er kann dieser Logik zufolge nur verhindert werden durch ein starkes Identitäres Wir, das sich in einem Feindverhältnis zu einem anderen äußeren Wir bildet.

Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheint das gegenwärtige bunte Wir in der liberalen Demokratie als ein vermeintliches Wir. Seine »Realität« sei nur Behauptung. In dieser, das eigentliche Wir sedierenden Gegenwart versucht Götz Kubitschek, durch »Provokationen« das Identitäre Wir aus seinem Trancezustand wachzu-

37 Vgl. zu diesen Axiomen: J. Moltmann, *Erfahrungen theologischen Denkens. Wege und Formen christlicher Theologie*, Gütersloh 1999, 140.

38 C. Schmitt, *Ex Captivitate Salus*, Köln 1950, 56.

rütteln. Dazu müsse es sich zunächst aus den Fängen des Konsenses befreien:

»Für jene ist Provokation der Versuch, eine Einladung an die Futtertröge zu erhalten. Für uns ist Provokation kein Ich-Projekt, keine Verkaufsstrategie, und die Hoffnung auf den Einbau in den satten Diskurs gäbe all unser Tun der Lächerlichkeit preis. Unser Ziel ist nicht die Beteiligung am Diskurs, sondern sein Ende als Konsensform, nicht ein Mitreden, sondern eine andere Sprache, nicht der Stehplatz im Salon, sondern die Beendigung der Party. Provokation ist das Hinweisschild an unerwarteter Stelle, ist ein Zündeln am Holzstoß, der Holzstoß bleiben oder Signalfener werden kann, ist die Heimsuchung derer, die nicht gestört werden wollen. Und diese Furcht vor Störung, Unruhe, kennzeichnet die heraufziehende Krise. Ungebeten wird das sein, was wir tun sollten. Ungebetene Gäste mit unerwünschten Fragen erscheinen am konsensschwangeren Ort und konfrontieren den unangestregten Star inmitten seiner Heimspiel-Atmosphäre. Wann zuletzt wurde, um einmal konkret zu werden, Jürgen Habermas vor Publikum und völlig unerwartet mit dem konfrontiert, was er vor dreißig Jahren sehenden Auges zur experimentellen Umsetzung am lebenden Objekt ›Deutschland‹ empfahl? Wann zuletzt schlug ihm nicht nur erwartungsloses Wohlwollen entgegen, sondern plötzlich und ungebeten so etwas wie Verachtung oder echter Mangel an Versöhnung? Wann zuletzt fühlte dieser Mann sich wirklich gestört, verunsichert, angekratzt? Weiß jemand, wann das war? Weiß jemand, ob dies je so war? Jedenfalls wird es Zeit dafür.«³⁹

Das Identitäre Wir braucht immer ein konkretes Feindbild, hier Jürgen Habermas. Es muss Ressentiment erzeugen, um überzeugen zu können. Seine radikal anti-diskursive Stoßrichtung⁴⁰ ist Ausdruck eines ressentimentgeladenen Affekts:

39 G. Kubitschek, Provokation!, in: Sezession 12/2006, in: <https://sezession.de/6174/provokation> (Stand: 10.04.2019)

40 A. Speit, Avantgarde rückwärts. Die geistigen Grundlagen der Identitären Bewegung, in: Ders. (Hg.), Netzwerk, 61-62.

»Wir halten nicht viel von langwierigen Begründungen, von Herleitungen, von der systematischen Stimmigkeit unseres Handlungsantriebs. »Diskussion ist der Name des Todes, wenn er beschließt, inkognito zu reisen«, sagt Donoso Cortés. Schaut Euch doch um! Was gibt es da noch zu fragen und zu quatschen? Uns liegt nicht viel daran, dass Ihr unseren Vorsatz versteht. Wozu sich erklären? Wozu sich auf ein Gespräch einlassen, auf eine Beteiligung an einer Debatte?« Und er antwortet selbst: »Nein, diese Mittel sind aufgebraucht, und von der Ernsthaftigkeit unseres Tuns wird Euch kein Wort überzeugen, sondern bloß ein Schlag ins Gesicht.«⁴¹

Kubitschek will mit seinen Provokationen junge Menschen befeuern, sich für ein Identitäres Wir einzusetzen.⁴² Dieses müsse durch eine »Konservative Revolution« ins Leben gerufen werden. Erst aus den Trümmern dieser Gesellschaft ersteht dieses Wir wie Phönix aus der Asche. Das Identitäre Wir ist zweigeteilt: in die Masse und eine selbsternannte Elite und Avantgarde, die zwar die Masse erreichen und mobilisieren will, sich aber davon abhebt⁴³: »Die IB hat nicht das Ziel, eine Massenorganisation zu werden, sondern versteht sich eher als einflussstarke Elite.«⁴⁴ Dieser Teil des Identitären Wir ist ein eingeschworener Kern. So heißt es in IB-Materialien: »Die erste Regel für alle Identitären ist Loyalität. Niemandem wird vergeben, wenn er einen aus unseren Reihen verrät. Wir sind ein Klan und halten zusammen.«⁴⁵ Das Identitäre Wir trägt einen verkappten Dualismus in sich. Die Identitären Denker und Aktivisten brauchen die Masse. Um sie zu mobilisieren, werden Mythen benutzt. Sie sollen als motivationale Handlungsressource dienen. Ohne sie könne die Masse nicht zur Tat motiviert werden, ohne sie werde es keine Bewegung geben. Aus diesem Grund knüpft man an das »ethnokulturelle Gedächtnis« an: »Die große Erzählung seiner

41 C. Kubitschek, Provokation, Schnellroda²2018, 28.

42 Vgl. A. Speit, Reaktionärer Klan. Die Entwicklung der Identitären Bewegung in Deutschland, in: Ders. (Hg.), Netzwerk, 40-41.

43 Vgl. A. Speit, Avantgarde, 56.

44 Ders., Klan, 28.

45 Zit. n.: ebd., 29.

Tradition, die die Taten unserer Vorfahren mit den Helden unserer Zukunft verbinden kann.«⁴⁶ Mythos und Mystik in eins setzend, fordert der Identitäre Aktivist Martin Sellner, seinen Mitstreiter Martin Lichtmesz zitierend: »Mystique d'abord.«⁴⁷ Hier zeigt sich bereits: Politik steht bei den Identitären nicht an erster Stelle, sondern das, was unter Verweis auf den Marxisten Antonio Gramsci als »Metapolitik« bezeichnet wird. Gramsci zufolge ist die Erlangung der kulturellen Hegemonie die Voraussetzung für die Erlangung der politischen Hegemonie.⁴⁸ Gramscis Reflexionen über die Bedeutung und Rolle der Intellektuellen in der Politik sind zentral für das Identitäre Denken. Das Besondere an Gramsci ist, dass er als westlicher Marxist eine gewisse Eigenständigkeit des Überbau-Bereichs anerkannte. Aus diesem Grund waren für ihn Revolutionen auch nur unter bestimmten Rahmenbedingungen möglich. So habe bspw. die bolschewistische Revolution nur erfolgreich sein können, weil die zivile Gesellschaft (dazu zählte er Bibliotheken, Clubs, Kirchen, Gewerkschaften, Presseorgane und Schulen, also alles, was die öffentliche Meinung beeinflusst) unterentwickelt gewesen war. Anders stelle sich die Situation in Gesellschaften mit einer »società civile« dar. Solche Gesellschaften machten aufgrund der ihnen immanenten Einstellungen und Mentalitäten den Staatsapparat resistenter gegen Umwälzungen.⁴⁹ Identitäre Metapolitik zielt deshalb auf die Bildung des Identitären Wir durch die Strategie der Delegitimierung kultureller, politischer und rechtlicher Wertvorstellungen der Demokratie. Metapolitik steht für die »Software« der Macht⁵⁰. Das Gravitationszentrum aller politischen Macht sei die kulturelle Hegemonie. Die Kultur gehe der Politik voran. Sie sei das Lebensgefühl der Politik. Und das Gefühl sei die eigentliche Kraft.⁵¹

46 M.A. Müller, Kontrakultur, 197.

47 Zit. n.: M. Sellner, Identitär!, 24.

48 Vgl. W. Gessenharter, Kippt die Republik? Die Neue Rechte und ihre Unterstützung durch Politik und Medien, München 1994, 15, 36, 48.

49 Die Ausführungen zu Gramsci habe ich aus »J. Manemann u.a., Pragmatismus, 71« entnommen.

50 M.A. Müller, Kontrakultur, 185.

51 Vgl. ebd., 9.

Identitäre versuchen, das Identitäre Wir vor allem durch die Energien des Hasses und des Zorns freizusetzen.

Das Identitäre Wir ist ein revolutionäres Wir: »Reden wir also nicht von Revolution, sondern werden wir zu ihr.«⁵² Immer wieder wird die Gewaltfreiheit dieser Revolution hervorgehoben.⁵³ Damit ist aber nicht Pazifismus gemeint, sondern nur das Abstandnehmen von körperlicher Gewalt im Sinne eines Erstschlags. Die Gewalt der Hass-Rede und ihre psychischen und physischen Auswirkungen werden bewusst verschwiegen.

Aus Sicht des Identitären Wir ist klar, dass Deutsche und Europäer*innen weiß sind.⁵⁴ Die Identitäre Philosophin Caroline Sommerfeld spricht von einem Abstammungs-Wir: »Abstammung ist in einem ganz materiellen Verständnis eine Frage von Gen- und Blutlinien, in einem umfassenderen Verständnis jedoch begreift sie auch große und lange Vererbungsstränge mit ein, die Charakterliches und atmosphärisch Typisches fortpflanzen.«⁵⁵ Dieses Wir ist durch einen bestimmten Phänotyp charakterisiert. Fremde könnten dem Volkskörper nur in langen Prozessen einverleibt werden:

»Wenn wir einen einzelnen Schwarzafrikaner hernehmen, der nach Deutschland kommt, eine Deutsche heiratet, mit ihr Kinder bekommt und sich sukzessive mit der deutschen Volksseele verbindet, dann nähern sich seine Kinder und Kindeskinde ihrerseits schrittweise dem Abstammungsdeutschtum an und werden so leibliche Teile des Volkes, somit jenes Volkskörpers, aus welchem wiederum abstammungsdeutsche Aszendenz möglich wird.«

Das Gegenteil des Abstammungsdeutschen sei der Passdeutsche: »Eingewanderte Paßdeutsche leiden mitunter an fürchterlichen Phantomschmerzen. Es ist ein seelisches Leiden, Volksseelenschmerz. Die Abstammungsdeutschen trösten sich mit dem Surro-

52 Ebd., 11.

53 Vgl. ebd., 96.

54 Vgl. ebd., 126.

55 Die folgenden Zitate finden sich in: C. Sommerfeld, Wer gehört zu uns?, in: Session 88/2019, 33-37, 34.

gat des Grundgesetzes über das Fehlen geistiger Identität hinweg.« Beide litten unter Sinnamputation, da sie das Wort »deutsch« nur noch kupiert gebrauchten: ohne seinen leiblichen und seelischen Bedeutungsteil. Für das Identitäre Wir sind diejenigen, die keinen Bezug zur Volksseele haben, »Fremdkörperdeutsche«. Das Identitäre Wir setzt auf das Abstammungs-Wir als Substrat, welches nicht aufgezehrt werden dürfe. »Nichtzugehörige«, »eingepflanzte leibliche Fremdkörper« dürften nur solange in Deutschland wohnen, solange Eigenwert und Existenz des Identitären Wir nicht gefährdet seien.

Der Übergang vom populistischen Wir zum Identitären Wir ist fließend. Teilweise sind beide bis zur Unkenntlichkeit miteinander verwoben. Bei beiden Kollektiven handelt es sich jeweils um ein Gefühls-Wir. Dieses Gefühls-Wir stellt für moderne Gesellschaften eine Dauerversuchung dar, weil diese durch eine besondere Berührungssensibilität charakterisiert sind. Der Schriftsteller Elias Canetti hat diese Zusammenhänge in seinem Werk »Masse und Macht« beschrieben – begonnen 1922, in der Weimarer Republik, veröffentlicht 1960. In der Moderne schaffen Menschen Abstände aus der Furcht vor Berührung. Man denke nur an den Fahrstuhl. Jede*r von uns kennt die Situation. Jede*r achtet tunlichst darauf, ander*e nicht zu berühren. Und kommt es zu einer Berührung, dann folgt die prompte Entschuldigung, die auch erwartet wird. Menschen in der Moderne fürchten Nähe.

Umso mehr geraten moderne Menschen aus dem Gleichgewicht, wenn sie von dieser Berührungsfurcht erlöst werden, etwa durch das Entstehen einer Masse. Erinnerung sei an die Massenbewegungen, die erst in der Moderne aufgekommen sind. Canetti macht auf die Gefahr der Vermassung aufmerksam, die mit der genannten hypersensiblen Berührungssensibilität einhergeht: nämlich die Bildung unkontrollierbarer Massen. Die Masse entsteht wie aus dem Nichts:

»[...] die Masse, die plötzlich da ist, wo vorher nichts war. Einige wenige Leute mögen beisammen gestanden haben, fünf oder zehn oder zwölf, nicht mehr. Nichts ist angekündigt, nichts erwartet worden. Plötzlich ist alles schwarz von Menschen. Von allen Seiten strömen andere zu, es ist, als hätten Straßen nur eine Richtung. Vie-

le wissen nicht, was geschehen ist, sie haben auf Fragen nichts zu sagen; doch haben sie es eilig, dort zu sein, wo die meisten sind. Es ist eine Entschlossenheit in ihrer Bewegung, die sich vom Ausdruck gewöhnlicher Neugier sehr wohl unterscheidet. Die Bewegung der einen, meint man, teilt sich den anderen mit, aber das allein ist es nicht: sie haben ein Ziel. Es ist da, bevor sie Worte dafür gefunden haben: das Ziel ist das schwärzeste – der Ort, wo die meisten Menschen beisammen sind.«⁵⁶

In der Masse fühlt sich der Mensch plötzlich aufgehoben. Sie ist ein transpersonales Empfinden, das alle Distanzen, die vormals die Menschen trennten und Berührungsängste schufen, aufhebt. Durch weitere Grenzziehung oder verschlossene Türen fühlt sich der Mensch in der Masse bedroht. Er reißt alles nieder, was Distanz hält, die Zerstörungssucht der Masse bricht sich Bahn.⁵⁷ Die Masse besitzt vier Eigenschaften⁵⁸:

- Die Masse will immer wachsen.
- Innerhalb der Masse herrscht Gleichheit.
- Die Masse liebt Dichte.
- Die Masse braucht eine Richtung.

Berührungssensibilitäten, die in Berührungsfurcht gründen, entstehen aus Abgrenzungsgewohnheiten, die nicht selten zu Abgrenzungszwängen avancieren. Der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger hat unsere Abgrenzungsgewohnheiten in seinem Buch »Die große Wanderung« in folgender Szene beschrieben:

»Zwei Passagiere in einem Eisenbahnabteil. Wir wissen nichts über ihre Vorgeschichte, ihre Herkunft oder ihr Ziel. Sie haben sich häuslich eingerichtet, Tischchen, Kleiderhaken, Gepäckablagen in Beschlag genommen. Auf den freien Sitzen liegen Zeitungen, Mäntel, Handtaschen herum. Die Tür öffnet sich, und zwei neue Reisende

56 E. Canetti, *Masse und Macht*, Frankfurt ²⁹2003, 14/15.

57 Vgl. ebd., 19.

58 Vgl. ebd., 30.

treten ein. Ihre Ankunft wird nicht begrüßt. Ein deutlicher Widerwille macht sich bemerkbar, zusammenzurücken, die freien Plätze zu räumen, den Stauraum über den Sitzen zu teilen. Dabei verhalten sich die ursprünglichen Fahrgäste, auch wenn sie einander gar nicht kennen, eigentümlich solidarisch. Sie treten, den neu Hinzukommenden gegenüber, als Gruppe auf. Es ist *ihr* Territorium, das zur Disposition steht. Jeden, der neu zusteigt, betrachten sie als Eindringling. Ihr Selbstverständnis ist das von Eingeborenen, die den ganzen Raum für sich in Anspruch nehmen. Diese Auffassung läßt sich rational nicht begründen. Um so tiefer scheint sie verwurzelt zu sein.

Dennoch kommt es so gut wie nie zu offenen Auseinandersetzungen. Das liegt daran, daß die Fahrgäste einem Regelsystem unterliegen, das nicht von ihnen abhängt. [...] Die neuen Fahrgäste werden geduldet. Man gewöhnt sich an sie. Doch bleiben sie, wenn auch in abnehmendem Grade stigmatisiert.

[...] Das Eisenbahnabteil ist ein transitorischer Aufenthalt, ein Ort, der nur dem Ortswechsel dient. [...] Der Passagier [...] hat ein reales Territorium gegen ein virtuelles eingetauscht. Trotzdem verteidigt er seine flüchtige Bleibe nicht ohne stille Erbitterung.«⁵⁹

An späterer Stelle fährt Enzensberger fort:

»Nun öffnen zwei weitere Passagiere die Tür des Abteils. Von diesem Augenblick an verändert sich der Status der zuvor Eingetretenen. Eben noch waren sie Eindringlinge, Außenseiter; jetzt haben sie sich mit einem Mal in Eingeborene verwandelt. Sie gehören zum Clan der Seßhaften, der Abteilbesitzer, und nehmen alle Privilegien für sich in Anspruch, von denen jene glauben, daß sie ihnen zustünden. Paradox wirkt dabei die Verteidigung eines ›angestammten‹ Territoriums, das soeben erst besetzt wurde; bemerkenswert das Fehlen jeder Empathie mit den Neankömmlingen, die mit denselben Widerständen zu kämpfen, dieselbe schwierige Initiation

59 H.M. Enzensberger, Die Große Wanderung. 33 Markierungen, Frankfurt ²2016, 11-13.

vor sich haben, der sich ihre Vorgänger unterziehen mußten; eigentümlich die rasche Vergeßlichkeit, mit der das eigene Herkommen verdeckt und verleugnet wird.«⁶⁰

Diese Szenen zeigen, wer gegen das identitäre Wir politisch andenkend und handelnd will, muss über Gefühle und Emotionen nachdenken. Die Ansprechbarkeit für rechtspopulistische und identitäre Claims resultiert nicht zuletzt aus einer emotionalen Bedürftigkeit.⁶¹ Das identitäre Wir ist auf die Herstellung von nationalistischen Gefühlen angewiesen. Deshalb betreiben Rechtspopulist*innen und Identitäre einen ausgesprochenen Identitätskult, der mit einer Verabsolutierung der Identitätsfrage einhergeht – ein Kennzeichen totalitärer und autoritärer Regime.

60 Ebd., 14-15.

61 Vgl. I. Charim, *Ich und die Anderen: Wie der neue Pluralismus uns alle verändert* (Paul Zsolnay Verlag E-Book), Pos. 1798-1799.